Nr. 67. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe Dienstag, 6. Februar 1912

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Bayerische Prügel.

Die Zentrumsanhänger sollen gestern über den Ausfall der bayerischen Landtagswahlen in München „Zufriedenheit" markiert haben, wie von ultramontaner Seite versichert wird. Wir wissen nicht, ob es wahr ist. Das aber wissen wir, daß die schwarzen Optimisten die Situation, wie sie sich aus den bayerischen Wahlen ergibt, völlig verkannt haben müssen. So viel scheint ja festzustehen, daß es gestern noch nicht gelungen ist, das bayerische Zentrum in die ihm nach der Zahl seiner Wähler gebührende Minderheit zu verweisen. Kein Mensch, der den ultramontanen Druck und Einfluß in Bayern kennt, der auch das neue Wahlgesetz mit seiner relativen Mehrheit und seiner vom Zentrum diktierten Wahlkreiseinteilung richtig einschätzt, dürfte die Aufgabe des antiultramontanen Blocks, die auf den Sturz der Zentrumsmehrheit in Bayern hinauslief, für eine Spielerei gehalten haben. Ach, das Zentrum hatte ja über dem zweitgrößten Bundesstaat des Deutschen Reiches so lange seine Fuchtel geschwungen! Seine Beziehungen reichten durch Beichtväter und Prinzen bis in die allerhöchsten Kreise, die ganze Verwaltung war auf das Zentrum eingestellt wie in Ostelbien auf die Junker. Und wie stark das Zentrum selbst auf die Minister zu drücken wußte, das hat gerade der gestrige Tag mit aller Deutlichkeit gezeigt, an dem es nicht bloß allgemeine Wahlen gab, sondern an dem auch das Ministerium Podewils dem Prinzregenten seine Entlassung anbot, dasselbe Ministerium Podewils, das den vorigen Landtag aufgelöst hatte, um sich vom Zentrumsjoch zu befreien. Herr v. Podewils warf die Flinte ins Korn, ohne überhaupt einen Schuß abgegeben zu haben. „Er floh, um öfter noch zu streiten", wie er sich selbst vorreden dürfte; „er floh, um öfter noch zu fliehen", wie die kritischeren Zeitgenossen seine heldenmütige Geste interpretieren würden.

Das alles zusammen mit manchen anderen weltlichen und geistlichen Einflüssen, die bis in die verschwiegenen Winkel der Beichtstühle hineinreichen, führte zahllose kleinere und größere Wässerchen auf die Zentrumsmühle. Vor allem darf — Ehre, wem Ehre gebührt! — rühmend erwähnt werden, daß sich auch bei den bayerischen Wahlen die Blauen von der Couleur der Herren v. Heydebrand, Hahn und Röficke dienstwillig den Orterer, Daller, Schädler und Pichler zur restlosen Verfügung stellten. Dieses ultramontane Kanonenfutter hat wohl in manchem zweifelhaften Wahlkreise den schwarzen Brüdern das Leben gerettet. Man wird auch dieser Untertänigkeit der Bündler und Konservativen in Bayern das Lob nicht versagen können, daß sie sich für das Zentrum mit Todesverachtung in die Schanze geschlagen haben. Sie haben es freilich am eigenen Leibe auszubaden. Vor den Neuwahlen gab es im bayerischen Landtag noch sechzehn Konservative und Bündler. Da sie auf dem schwarzen Altar zehn Mandate geopfert haben, so kehren sie in der stattlichen Zahl von sechs Abgeordneten in den neuen Landtag zurück. Sie können die Kosten für die zweite Droschke sparen, da sie in einer einzigen Droschke Platz finden. Wie einst die Gladiatoren im alten Rom dem Cäsar, so kann im neuen bayerischen Landtag das Häuflein der agrarischen Blauen dem Zentrum zujubeln: „Morituri te salutant!" Wer weniger heroisch gestimmt ist, der wird allerdings an das alte Wort erinnert: „Qui mange du pape, en meurt." Der Bissen des Zentrums blieb noch jeder Partei im Halse stecken; einst ist am Zentrum die Fortschrittspartei fast zugrunde gegangen; dann hatten die Sozialdemokraten bei den Blockwahlen die Last zu tragen, und jetzt sind die Blauen an der Reihe. Sie krähen ihre Huldigung an das Zentrum nur noch mit dünner Stimme und werden sich wohl bald völlig zu ihren ostelbischen Brüdern versammeln.

Immerhin, das Zentrum soll „zufrieden" sein. Na ja! es dürfte von den 163 Mandaten der neuen bayerischen Kammer über etwas mehr als die Hälfte verfügen. Ob es sechsundachtzig oder siebenundachtzig Mandate heimbringt, darüber wird wohl erst die amtliche Zählung entscheiden; und da die Mehrheit von 163 auf dem Papier nur 82 beträgt, so wird das Zentrum auch im neuen bayerischen Landtag seinen Willen durchsetzen können. Wir geben zu, daß dieser Ausgang für die antiultramontanen Parteien nicht gerade einen glatten Erfolg bedeutet. Aber wer die Dinge nimmt, wie sie nun einmal liegen, der braucht sich wirklich nicht in pessimistischen Reflektionen zu ergehen. Wenn irgend etwas deutlich bei diesen unter sehr ungünstigen Umständen vollzogenen Wahlen in Bayern zutage getreten ist, so ist es die antiultramontane Welle des Volkswillens. So viel wir sehen, haben nicht bloß die Agrarier und Konservativen zehn Mandate verloren, sondern auch das Zentrum hat elf Sitze eingebüßt. Das ist immerhin ein sehr empfindlicher Denkzettel. Und das Zentrum wird, wenn es auch nicht gerade glatt auf dem Blachfelde geblieben ist, sich doch mit einigem Unbehagen die schmerzhaften Stellen seines Körpers reiben. Es mag ja für die Zentrumsgemüter ein schwacher Trost sein, daß der blaue Bruder etwa das Zehnfache an Prügeln bekommen hat, als das Zentrum selbst, aber schließlich ist auch das Zentrum bei der allgemeinen Rauferei nicht leer ausgegangen.

Die bayerischen Liberalen können den gestrigen Tag loben. Man hat ihnen die Freude an dem ultramontanen Aufmarsch damit zu vergällen gesucht, daß man ihnen den Aufstieg der Sozialdemokratie auf liberale Kosten vor Augen rückte. Bei den Reichstagswahlen hat ja wirklich die sozialdemokratische Partei den Vogel abgeschossen. Vielleicht lag die Schuld in der Tatsache, daß eine Verständigung zwischen den Parteien der Linken erst bei den Stichwahlen erzielt werden konnte, als schon so mancher ehemals liberale Wahlkreis den Blauschwarzen rettungslos anheimgefallen war. In Bayern ist die Verständigung im richtigen Augenblick erfolgt, und hier hat der Liberalismus sich den ihm gebührenden Teil des Erfolges gesichert. Die Liberalen haben zusammen mit den Bayerischen Bauernbündlern gestern ein Dutzend Mandate gewonnen, und die Sozialdemokratie hat ebenfalls neun Mandate über ihren bisherigen Besitzstand hinaus erobert. Man sieht daraus, daß die Sozialdemokratie, wenigstens in Bayern, gar nicht so intransigent ist, daß sie alles für sich allein forderte. Sie will und muß auch die Liberalen leben lassen. Der Großblockgedanke schien manchem ehedem paradox. Jetzt hat er sich im deutschen Süden restlos durchgesetzt. Er wird hoffentlich keine lange Zeit mehr nötig haben, sich auch den vorwiegend preußischen Norden und zumal die weiten Gefilde Ostelbiens zu erobern.

Wie das neue bayerische Abgeordnetenhaus funktionieren wird, das warten wir in aller Ruhe ab. Das Zentrum wird trotz seiner nominellen Mehrheit sich etwas bescheiden müssen, da ihm sonst eine abermalige Auflösung des Landtages drohen würde. Die antiultramontanen Parteien können aus eigener Kraft keine Erfolge erzielen, aber sie werden gerade deshalb genötigt sein, die Wahlgemeinschaft auch bei den praktischen Aufgaben der Politik nicht außer acht zu lassen, da sie sonst sich selbst wieder zur Bedeutungslosigkeit verurteilen müßten. Es werden in Bayern Jahre der liberal-sozialdemokratischen Selbstzucht kommen, die vielleicht auch für die Gesamtpolitik im Reich nicht gänzlich verloren sind. Ob eine neue Wahlkreiseinteilung in Bayern durchgesetzt werden kann? Ob an die Stelle der relativen Wahl der allgemeine Proporz tritt? Das Zentrum kann sich gegen die Zeichen der Zeit verstocken; aber uns will bedünken, als ob es im Gegensatz zu den preußischen Konservativen nicht unbelehrbar wäre. Vielleicht ergreift es nun selbst die Initiative zum Proporz in Bayern wie zu einer Neueinteilung der Wahlkreise nicht bloß in Bayern, sondern auch im Reich und in Preußen. Wenn nicht, dann hat die gestrige Wahl in Bayern, wie schon die vorhergehende Reichstagswahl gezeigt, daß auch gegen die Schwarzen sich etwas erreichen läßt. Das ist unter allen Umständen für die Anhänger eines gesunden Fortschritts überaus erfreulich.

* * *

Vom **Prinzregenten** ist an den Vorsitzenden des Ministerrats Dr. Grafen v. Podewils heute früh das nachstehende Handschreiben gelangt:

„Ich habe das heute nachmittag eingereichte Schreiben des Gesamtstaatsministeriums entgegengenommen, behalte mir meine Entschließung zunächst vor und ersuche das Gesamtstaatsministerium um vorläufige Fortführung der Geschäfte.

München, 5. Februar 1912.

Luitpold, Prinz von Bayern."

Letzte Wahlresultate.

Es war uns möglich, in unserem heutigen Morgenblatt alle Wahlresultate des gestrigen Tages bis auf sechs, die erst in später Nachtstunde eintrafen, bekannt zu geben. Die fehlenden sechs Resultate seien hier nachgetragen. Es wurden gewählt in Wunsiedel: Nuner (Lib.); Rockenhausen: Gebhart (B. d. L.); Neuburg a. D.: Loebe (Ztr.); Krumbach: Walterbach (Ztr.); Haßfurth: Bulleheller (Ztr.) und Nabburg: Haßreiter (Ztr.). Alle sechs Mandate waren auch bisher im Besitz der betreffenden Parteien.

Die Meinung des bayerischen Volkes.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

Nürnberg, 6. Februar.

Die Bevölkerung Nürnbergs, die gestern mit rund 50 000 Stimmen der Linksparteien gegen nur 4000 mittelständlerische Stimmen und der von Sozialdemokraten, Fortschrittlern, Demokraten und Nationalliberalen gemeinsam erfolgten Wahl von fünf Sozialdemokraten und eines Fortschrittlers eine deutliche Kundgebung nach München gerichtet hat, verfolgt mit wachsendem Erstaunen die Vorgänge bei der bayerischen Staatsregierung und am Münchener Hof; und sie findet es unverständlich, wie solche Dinge sich unmittelbar vor der Entscheidung über die Zusammensetzung des neuen Landtages ereignen konnten. Es kann nicht verkannt werden, daß der fortschrittliche „Fränkische Kurier" heute die Meinung der Bevölkerung widergibt, wenn er in einem Artikel über den Ausfall der Landtagswahlen und über die gegenwärtige Krisis in Bayern zu folgendem Schluß kommt:

„Es wäre ein Fehler sondergleichen, wenn man jetzt wieder durch ein sogenanntes Geschäftsministerium die Verhältnisse in Bayern zu verschleiern und zu verwirren suchen würde, durch ein Ministerium, welches die Geschäfte der Ultramontanen besorgt, ohne daß dieses dafür auch die Verantwortung tragen

---

Der Wert des Unmodernen.

Von

Dr. Leopold Schmidt.

Nein, wirklich — das Neue in der Musik kann sich nicht mehr beklagen, daß es nicht genügend gehört und beachtet würde. Eher könnte man sogar von einer kritiklosen Ueberschätzung sprechen. Nicht selten wird heutzutage das Neue um des Neuen willen hingenommen, und man sieht Leute, die nicht imstande wären, die Gründe für ihr Wohlgefallen anzugeben, Werken von zweifelhafter Existenzberechtigung Beifall klatschen. Woher das kommt? Sicher nicht nur von der Furcht vor Blamage. Man stellt es zuweilen so hin, als habe die Angst, ein zweiter Wagner könnte unerkannt bleiben, unser Urteil unsicher gemacht. In der Tat haben die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte uns vorsichtiger und weitherziger werden lassen; indeß erweist sich wohl hier noch eine andere Wandlung wirksam. Unleugbar ist die Erkenntnis vom Wesen und von der Bedeutung des Neuen in der Kunst gewachsen, und ich sehe in dem Interesse, das weitere Kreise der Entwickelung entgegenbringen, in ästhetischer Beziehung einen Fortschritt, ein kultivierteres Verhältnis der Massen zu künstlerischen Fragen. Wie anders war das vor zwanzig, dreißig Jahren! Nun sind aber die Meisterwerke zu allen Zeiten dünn gesät, und die meisten fortschrittlichen Regungen verlaufen — das bedeutet keinen Vorwurf für die Lebenden — in unfruchtbarem Experimentieren. Wir dürfen und möchten deshalb die Fühlung nach rechts nicht verlieren, um die ohnehin so oft bedrohten reinen, ungetrübten Freuden aus unseren Konzertsälen nicht gänzlich auszuschalten. Es muß eine Kunst geben, die nicht nur beurteilt und im besten Falle bestaunt, sondern vertrauensvoll und ehrlich genossen wird. Sie allein befriedigt das Schönheitsbedürfnis der Menge; sie kann auch der Künstler nicht entbehren, der sich frisch und empfänglich erhalten und eines untrüglichen Maßstabes nicht verlustig gehen will. Kurz, in der Erfüllung eines letzten Kunstzweckes liegt der Wert des noch lebensfähigen Alten, den wir bei aller Vorliebe für das Neue ja nicht unterschätzen sollten.

Das achte philharmonische Konzert sah von jeder Berücksichtigung der zeitgenössischen Musik ab. Mit einem Gruß aus dem Lande der Romantik setzte es ein, mit Webers nie veraltenden Oberon-Ouvertüre. Arthur Nikisch hatte die Nüance, keine Nüancen zu machen, und in schönem Ebenmaß floß das Stück dahin. Tschaikowskys Violinkonzert gab Mischa Elman Gelegenheit, seine glänzende, temperamentvolle Virtuosität zu zeigen. Vom technischen Standpunkt läßt sich nichts gegen sein Spiel einwenden, da ist es bewundernswert; was man vermißt, ist Feinheit des Empfindens, künstlerische Noblesse. Mischa Elman spielt schon in so jungen Jahren erschrecklich auf den Effekt, auf einen möglichst intensiv sinnlichen Eindruck hin. Die an sich schon recht oberflächliche Musik dieses Konzertes konnte dadurch nicht gewinnen. Dann folgten die St.-Antoni-Variationen von Brahms. Nikisch entwickelt nicht (wie Steinbach) eine Variation aus der anderen, sondern trennt sie möglichst als gesonderte Stimmungsbilder. Auch diese Art hat ihre Berechtigung, und viel Feinbeleuchtetes kam dabei zum Vorschein. Am Schluß aber ging es noch einmal einen Schritt in die Vergangenheit zurück: Robert Volkmanns D-moll-Symphonie erklang, ein Abglanz längst vergangener Tage. Gerade solche Werke, die keinen Gipfelpunkt bezeichnen und doch vornehmste und meisterlichste Kunst sind, verfallen nur zu leicht ungerechter Vergessenheit. Auf sie sollte man viel öfter zurückgreifen und dafür lieber so viel anderes Minderwertiges, das wir mitanhören müssen, beiseite lassen. Wir danken es Nikisch, daß er an dies Werk und seinen Meister erinnert hat, und der nicht allzu enthusiastische Beifall möge ihn nicht abschrecken, gelegentlich wieder Aehnliches zu versuchen.

Die wohltuende Atmosphäre dieses, wenn man will, reaktionären Konzertes konnte nur der recht würdigen, der es nicht versäumt, auch die Neueren und Neuesten aufzusuchen und sich mit ihnen, so gut es geht, auseinanderzusetzen. Freilich stößt er da zuweilen auf Erscheinungen, die auch dem Geduldigsten und Gutwilligsten das Mitgehen unmöglich machen. Arnold Schönberg hat schon bewiesen, daß er ein begabter, sehr begabter Musiker ist; aber er gefällt sich mehr und mehr darin, seltsame Wege zu gehen. Es gibt eine Originalität, die sehr billig ist. Am Sonntag vormittag saß im Harmoniumsaal eine kleine, hier und da lächelnde Gesellschaft und hörte zu, wie Egon Petri auf dem Klavier herumtippte, und Frau Winternitz-Dorda in einer Art psalmodischem Ton angebliche „Lieder" (nach Texten von Stefan George, Maeterlinck und anderen) vor sich hin träumte. Eines wie das andere. Wir wollen hier nicht von der rücksichtslosen Gewagtheit der klanglichen Kombinationen sprechen. Die kühnste Harmonik würde mich nicht stören, wenn sie irgend etwas zum Ausdruck brächte. Aber etwas ähnlich Langweiliges und Erfindungsloses ist mir noch nicht vorgekommen. Gegen diese Musik braucht man nicht zu kämpfen, sie bringt sich selber um.

Modernes und Altes gemischt bildete den Inhalt des Programms, mit dessen meisterhafter Ausführung Karl Flesch am Freitag seine Hörer in helle Begeisterung versetzte. Aber auch hier mußte die Vergangenheit für die Gegenwart entschädigen. Das „Scherzo capiccioso" von Max Laurischkus, dem der Konzertgeber zu lautem Erfolg verhalf, ist ein effektvoll gesetztes Virtuosenstück, nicht mehr. Einen musikalisch bedeutsamen, geschweige denn tiefen Inhalt sucht man darin vergebens, und die Art, wie der Komponist das Orchester zur Solostimme gesetzt, erschien mir wenig vorteilhaft. Doch das war bald vergessen, als Joachims „Konzert in ungarischer Weise" an unser Ohr schlug und die Erinnerung an unvergeßliche Eindrücke weckte. Wie oft habe ich dies Werk von dem Meister selber gehört, dessen schöpferische Potenz sich hier so glücklich offenbart! Flesch, der zuvor schon Beethovens Konzert gespielt hatte, trug das Ungarische mit vollendeter Beherrschung des Stils und der rechten Mischung von Temperament und Vornehmheit vor, die auch das Zigeunerische bei Joachim adelte und in die reinste Kunstsphäre erhob. — Solange solche Traditionen noch lebendig sind, brauchen wir uns von den Exzentrizitäten des Tages nicht beunruhigen zu lassen.

Der Reiher auf der Kiefer.

Die Kunst hat in Japan eine Niederlage erlitten. Und ach! Beklommenen Herzens bucht der Chronist das schmerzliche Ereignis. Die Wahrheit, die brutale wissenschaftliche Wahrheit hat die Kirschenblüten dichterischer und malerischer Phantasie entblättert und den Hagelschaden besieht sich ein ernüchtertes Geschlecht.

Schlimm genug schon, wenn das zarte Phantasiegewebe eines Künstlers, der da irgendwo in der Einsamkeit seine Fäden spinnt, von einer rauhen Hand zerrissen wird. Aber wie nennen wir es, wenn solch erbarmungslose Hand sich gegen den Kaiser selbst erhebt? Ein frevlerisches Attentat, ein nationales Unglück!

Der Mikado, der auch als Dichter mit Hochachtung und Verehrung genannt wird, hatte, alter Sitte folgend, für den diesjährigen